

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 55.

Sonntag, 5. März.

1916.

Sintje.

(I. Fortsetzung.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Alara Gohrass.

(Nachdruck verboten.)

Die beiden Alten aus dem Greisenhospiz, Zaffe d'el Trap und sein Freund Zeffe Blas, gingen zur Kirmes.

Der alte d'el Trap, den sie im Hospiz Zaffe des Marolles heißen, weil er aus dem Quartier des Marolles stammte und jedem, der es hören wollte, von diesem interessanten Heimatviertel vorschwärmte, der sprach schon seit Wochen von der Kirmes, bei der er nicht fehlen dürfe. Die anderen Alten zogen ihn auf mit seiner Kirmes, er aber schmunzelte verschmüht: die waren ja nur neidisch!

Zeffe, der stille, bedächtige Flämänder, hatte ihn nie aufgezoogen, sondern hatte seinen bunten Beschreibungen immer in wortloser Andacht zugehört, und nun sollte Zeffe zur Belohnung mitgenommen werden auf die Kirmes vom lustigen Zaffe des Marolles.

Der große Augenblick war endlich da.

Die schwere Haustür fiel zu hinter den beiden veranlagungssüchtigen Alten, die in ihren besten schwarzen Anzügen steckten, auf dem Kopfe die spiegelnden, etwas zerbeulten Zylinderhüte und eine geschwollene, scharfrota Papiernelfe im Knopfloch. Diese rosa Papiernelfe verlieh ihnen ein herausfordernd leichtsinniges Aussehen. Aus den blanken Fenstern des Hospizes sahen viele weißhaarige Köpfe den zwei Veranlagungsrittern nach. „Wie Hochseiter kommen sie daher!“ „Ein alter Narr, dieser Zaffe mit seiner Kirmes!“ Doch es war wohl nur Neid, was aus diesen höhrenden alten Stimmen sprach.

„Du, Zeffe, wenn ich mal meine Spendierburen anhab, geh ich's auch nohel. Laufen können wir noch genug, heute fahren wir.“ Und Zaffe kimperte mit dem Geld in seiner Hosentasche. Die hina schwer hinunter. Noch am Tage vorher waren die schwarzen Anzüge und die glänzenden Zylinderhüte gelüftet worden. Einem Reichen war der einzige Sohn gestorben, und die schlottrigen Alten des Greisenhospizes hatten das blühende Leben höflich zu Grabe geleitet, und der schmerzverwirrte Vater hatte ihnen, die seinem Sohne die letzte Ehre erwiesen, ein überreiches Trinkgeld gegeben. Nun kimperte es hell in der Tasche von Zaffe des Marolles, und der Tag versprach lustig zu werden für die Alten aus dem stillen Hospiz.

„Geda, Rutschel!“

Zaffe winkte eine leere Droschke heran.

„In die Hoogstraat!“ befahl er wichtig.

Gleich nahm das joviale Rutscheraesicht da eine fauertöpfische Miene an. In das Kanailenviertel fuhr er nicht gern. „Aber nur bis zur Ecke der Hoogstraat?“ fragte er bedingend.

„Soweit es mir paßt, du Esel“, rief Zaffe. „Du wirst bezahlt und hast uns zu fahren, wohin es uns beliebt. Verstanden? So eine Unverschämtheit!“

Zaffe schimpfte wacker drauf los, halbvergessene Schimpfwörter aus dem Quartier des Marolles stellten sich zur rechten Zeit wieder zum Gebrauch im Gedächtnis des Hospizlers ein.

Der Flämänder schlug auf sein Pferd ein und ließ den Alten hinter sich schimpfen. Er lächelte gemüthlich dazu. Die haben schon überbracht, feste, die zwei alten Sinder, dachte er. Die rosa Papiernelfen und die glänzenden Gesichter der beiden waren ihm gleich bedenklich vorgekommen.

Und Zaffe schimpfte fort, bis er blaurot, im Gesicht war. Zeffe starrte ihn währenddem aufmerksam und neugierig an. Im nächsten Augenblick kann den der Schlag treffen, sagte er sich. Doch das veranlaßte den phlegmatischen Flämänder nicht, durch ein begütigendes Wort den Freund zu beruhigen.

Zaffes Born legte sich denn auch von selbst wieder. Es war ihm sehr warm geworden, aber auch sehr lebensfroh über dem Schimpfen.

Zuli war's. Die Sonne schien warm auf das schöne Brüssel herab. Breit und hell lagen die Straßen, die Wagen und die Bahnen fuhrten kreuz und quer, durch und nebeneinander her, ichid gekleidete Menschen schoben sich auf den breiten Trottoirs langsam an den bunten Ladenauslagen vorbei, vorbei, an den Stühlen und Tischen all der Restaurants und Cafés. Die hohen vornehmen Steinhäuser sahen wohlwollend auf das flutende Leben herab. Sonne und Schönheit und gefällige Wohlhabenheit überall.

Die beiden Alten lagen breit zurückgelehnt in ihrer Droschke und schauten überlegen hinunter auf die Menge zu Fuß.

Zeffe hatte die runden blauen Augen weit aufgerissen. Zaffe des Marolles aber bewunderte nichts. Verächtlich schüttelte er die knöcherne Hand, wie sie über den lebhaften Boulevard Anipach und den noch lebhafteren Börseplatz fuhrten.

„Das ist noch alles nichts. Das ist Brüssel nicht. Das ist irgendeine langweilige neue Stadt. Laß dir das Gerassel und das Gesehre nicht imponieren, Zeffe. Das ist nicht das rechte Leben, sag ich dir. Bei uns zuhause ist Leben, bei uns im alten Brüssel. Da weiß man noch, was Vergnügen heißt. Da gibt's noch Menschen, dicht gedrängt wie die Ameisen, so wie sich's gehört zur Gemüthlichkeit. Nein, Zeffe, das hier ist nichts, alles Blendwerk!“

Die Straßen wurden schmaler, nun fuhr der Wagen die alte Steenport hinauf, vorbei an der altersgrauen Gasse de la Chapelle und in die Hoogstraat hinein.

„Siehst du wohl! Siehst du wohl!“ triumphtierte Zaffe, und er stieß dabei den geduldigen Freund unausgesetzt in die Rippen. „Jetzt bist du bei den Marolles, sieh dich um. Zeffe, wie bunt das hier herumwimmelt. Keine Wagen und Bahnen, alles Menschen, Alter! Sieh dich um.“

Ja, Menschen sah Zeffe, wohin er schaute; es wuselte wie in einem Aneisenhausen in all den kurzen Gassen, die auf die Hoogstraat mündeten. Die Menschen schienen hier auf der Straße zu leben. Da wurde schmutzige Wäsche gewaschen und Gemüse gepuht, da wurde gestrickt und gehämmert, wurden Kinder gewaschen,

Lumpen verzupft, wurde gegessen und getrunken, gestudt und getreischt, geheult und gelacht. Es roch nach getrocknetem Fisch und nach Armut und Schmutz. Die Häuser lehnten sich hilfsbedürftig eins ans andere und winkten sich mit halbgeschlossenen, altersmüden Augen zu, und aller Wamm, der die Luft durchsummte, der rührte nur von Menschen her, von natürlichen, lebhaften Menschen — Marolliens obendrein.

„Alles Marolliens, die du hier siehst, Zeffe“, rühmte der alte d'el Trap. „Echte Marolliens. Weißt du, was das ist? Eine eigene Masse machen wir aus, frag die Gelehrten! Wallonen und Flamänder zusammen, geschmolzen, Romanen und Germanen, schwarz und blond, Wasser und Feuer, das sind wir, die Marolliens.“

Der Kutcher sah sich fragend um.

„Nur weiter!“ schrie Zaffé, „bis zum Windengang!“

An dieser Sackgasse blieben die Alten endlich aus, bis vor den Bouchonkeller am Ende vorzufahren, getraute sich der unternehmende Zaffé doch nicht. Der Windengang hatte wohl noch nie eine Droschke zu sehen bekommen, und es ließ sich nicht absehen, welche Aufnahme sie finden würde.

Zaffé griff in die Hosentasche und bezahlte den Kutcher. Er mußte das Trinkgeld nicht zu knapp bemessen haben, denn der Kutcher rief ihnen mit ausgesetzter Höflichkeit nach: „Merci, messieurs, merci, et bon amusement!“ Dann machte er, daß er und sein Wagen aus dem unheimlichen Viertel heil wieder hinauskommen.

Zaffé und sein Freund Zeffe arbeiteten sich jetzt durch all das Dunte im Windengang durch. Ja, da war Kirmes! Die Fahnen flatterten, die Fischweiber lachten und lachten, Jakob van Holland predigte mit heiserer Stimme, die Drehorgeln dudelten, Zaffés Gesicht strahlte. „Fein ist das, fein“, sagte er. „Nun holen wir das Fintje ab.“

In der Schenke bei Doone sah es gedrängt voll Menschen. Der Alte strakte nur seinen Kopf zur Tür hinein und rief Fintjes Namen. Da kam sie soaleich aus dem dunklen Hintergrund vorgeschossen und hängte sich Zaffé an den Hals.

„Großvater, lieber, schöner alter Großvater!“

„Voricht, Fintje, du zerfütterst mir den Kragen.“

„O, was bist du doch rein und fein und schön, Großvater, wie ein richtiger „Mossien“! Gehst du nun auf die Kirmes?“

„Ja, und du darfst mit, ich halte dich frei, Fintje. Wo ist deine Alte?“

„Sie schnarcht jetzt, da komm ich gut weg, komm schnell, schnell, Großvater. Ich zeig dir, wo es am lustigsten ist und wo es die schönsten Zuderherzen gibt. Komm nur schnell!“

Zaffé stieß den Freund in die Seite.

„Gelt, das ist eine? Hast du schon so ein Kind gesehen, Zeffe?“

Der schweigsame Flamländer schüttelte den Kopf. Nein, das hatte er nicht. Enkelkinder hatte er zwar auch, fünf Stück sogar, dicke, kleine Mädchen mit runden Köpfen und ruhigen, blauen Augen, aber die sahen ganz anders aus als dieses magere, bewegliche Geschöpf, aus dessen schmalen, bleichem Gesichtchen ein Paar schwarze Augen unheimlich groß unter dem rötlichen Blondhaar vorfunkelten. Zeffe schüttelte mit Überzeugung den Kopf: Nein, so ein Kind hatte er noch nicht gesehen.

Und wie das Kind es eilig hatte! Die beiden Paare altersfleckte Beine hatten große Mühe, ihr zu folgen.

Sie kroch zwischen den Verkaufsständen durch und zwängte sich geschmeidlich und hibig durch den dichtesten Menschenmangel. Die Alten kauften ihr rote Zuderherzen und große Stücke des zähen, weißen Mougat, nach dem ihre Augen so lüstern schielten.

Aber Zaffé d'el Trap war Eingeborener des Quartier des Marolles und wußte aus alter Erfahrung, daß die Kirmes noch andere Genüsse bietet als Zuderherzen und Mougat und getrocknete Fische und schwarze Muscheln.

„Weißt du, wo Ball ist, Fintje?“

„Bei Pieje Blef, bei Noze-Poltje, bei Pitje Croll, beim Captainje —“

„Genug, Fintje!“ Wieder stieß Zaffé den Freund heimlich an: „Gelt, die weiß Bescheid! Sieh, da drüben, wo der kupferne Kessel hangt, al Marmitte, da ist es, das ist Noze-Poltjes Wirtschast. Da gehen wir hinein, Alter, das sehen wir uns an.“

Die Tür der Kneipe war ausgehängt, an ihrer Statt war ein roter Dappen vor die Öffnung gespannt. Mißtönende Musik schwirte dahinter vor.

(Fortsetzung folgt.)



Dem Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit von allem Streit. J. Böhme.

Aus der Lebensschule des Krieges.

Aus dem Felde wird uns geschrieben: Der Krieg hat an mir ein wunderbares Erziehungswerk begonnen, dessen Ende noch nicht abzusehen ist, wenn ich die zahlreichen, noch ausstehenden Möglichkeiten bedenke. Daß ich Soldat bin, brauche ich wohl nicht zu betonen, sonst würde ich nicht im Felde stehen. Aber manchmal will es mir scheinen, daß meine Festigkeiten und meine Kenntnisse, die ich mir als Soldat erworben habe, zuweilen nur nebensächlicher Natur sind. So wurde ich, kaum einen Tag in Feindesland, als Streckenarbeiter an der Eisenbahn beschäftigt. Das war für mich eine ungewohnte Tätigkeit, der ich mich gleichwohl mit großer Sorgfalt und Liebe hingab. Meine Hauptaufgabe bestand in dem Abklagen von hohen Dornheden, die längs der Eisenbahn an den Abhängen gepflanzt waren. Bei den ersten Versuchen merkte man die Erfolge mehr an meinen Händen, als an den Dornheden, aber das würde ich später ins Gegenteil um. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ich in der Folgezeit am Meister in allen häuslichen Arbeiten wurde: Stiefelputzen, Feuerzundern, Stubensegen, Kartoffelschälen, Gemüseputzen, Wollensappetochen, Beestfleischbraten . . . all das geht mir so flink von der Hand, daß meine Frau, wenn ich glücklich heimgekehrt bin, ihre helle Freude daran haben wird. Ich bemerke dabei, daß ich, von der Zubereitung eines kräftigen, recht „nordischen“ Brots abgesehen, keinerlei Küchenkenntnisse mit in den Krieg brachte. . . . Auf einem ganz anderen Gebiete bewog sich meine Auszubildung in der elektrotechnischen Montage. In unserer Villa — wir wohnten eine Zeitlang äußerst vornehm! — wollten wir absolut elektrisches Licht haben, da ein Stromanschluß in der Nähe möglich war. Da ich mich dunkel erinnern konnte, in der Schule einmal etwas über positiven und negativen Pol, über Dynamomaschinen, Glühlampen und dergleichen gehört zu haben, wurde ich einstimmig als Monteur dazu ausgesehen, die Lichtanlage herzustellen. Wie ich das Material dazu bekam, will ich verschweigen, aber erwähnen will ich doch, daß auch dazu eine gewisse Fertigkeit gehört. Die Leistung selbst war bald fertig; schwieriger dagegen war es, den Stromanschluß herzustellen. Ein Kamerad wußte nämlich schwierige Geschichten von Tötungen durch den elektrischen Strom zu erzählen, ja, er hatte sogar Einzelheiten von elektrischen Hinrichtungen im Gedächtnis. Die Folge war, daß keiner den Anschluß herzustellen wagte. Schließlich brachte ein Kamerad aus einem andern Orte das Kunststück fertig; wir hatten ihn herangeholt, weil er als äußerst verzweifelter Mensch bekannt war. Die Lampen brannten, aber fragte mich nur nicht viel! Na, wir hatten immerhin elektrisches Licht. Und auf diesen Erfolg bin ich noch stolz; meine Kameraden nennen mich seit der Zeit immer respektvoll „Herr Ingenieur . . .“

Aber meine Vielseitigkeit, die der Krieg mitgebracht hat, ist noch längst nicht erschöpft. Ist es zu glauben, daß ich von einer Französin für einen Gärtner gehalten wurde? Eines guten Tages bearbeitete ich nämlich den Vorgarten unserer Villa mit Hacke, Harke und Schaufel derart kunstgerecht, daß die gute Dame mir anerkennend zusah und mich fragte, ob ich ein gelernter Gärtner sei. Als ich das verneinte und ihr erzählte, daß in Jüßil mein Hauptarbeitsgerät die Schweißbieder sei, war sie sehr erstaunt. Ich war das auch, namentlich aber über die großen Wasserblafen, die ich im Innern meiner Hände als Neugierde feststellte. Das

waren noch verhältnismäßig leichte Berufsarten, in die der Krieg mich gedrängt hatte. Etwas schwieriger war die Sache, als ich eines guten Tages mich in einen Bauhandwerker verwandelt sah. Es galt nämlich, dicht hinter der Front einen Bau auszuführen, über dessen Art ich hier natürlich nichts erwähnen darf. Zu dem Bau wurden große Mengen Beton gebraucht, die wir selbst kunstgerecht anfertigten, in großen Eimern — unter fortwährendem Donnern der Kanonen — (meine armen Hände) zur Baustelle trugen und dort verarbeiteten. Nach dem Urteil meines Unteroffiziers berechnete ich bald zu den schönsten Hoffnungen, so daß ich, wenn der Krieg vorbei ist, sogleich als Handwerker auf einem Bau Beschäftigung finden kann, falls es dann sich mit der Schriftstellerei so recht nicht mehr lohnt. Also gute Aussichten! Aber die Aussichten bessern sich. Eins Tages wurden stimmbezogene und musikkundige Leute gesucht. In der Stadt Nordfrankreichs nämlich, in der wir jetzt liegen, gibt es ein großes Theater, in dem deutsche Theatergesellschaften erfolgreiche Gastspiele geben und zwar vor lauter selbstgekauften Zuhörern. Nun sollten die Operetten von richtiggehenden Opern abgelöst werden, und dazu braucht man doch einen... Chor. Da man nun schlecht einen vollen Theaterchor mit nach Frankreich schleppen kann, wurden sangeskundige Soldaten ausgesucht. Und dazu gehöre ich jetzt auch! Wenn der Krieg noch einige Zeit dauert, werde ich so ziemlich als Chorsänger ausgebildet sein und kann später auch in diesem Berufe mein Heil versuchen... Nach diesen vielversprechenden Anfängen erwartete ich von der Zukunft noch allerlei. Allerdings wäre mir eines noch das Liebste; daß ich nämlich mit meinen Kameraden bald nach siegreich beendeter Feldzuge in die Heimat zurückkehren könnte. Und wenn es notwendig ist, greife ich, um mitzuhelfen, doch lieber zu meinem Kriegshandwerkzeug. Das verstehe ich nämlich auch sehr gut zu handhaben! (Herrn. Bln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wie der Krieg die englische Jugend verdirbt. Die Überhandnahme von Jugendverbrechen in England ist charakteristisch für die zum Teil höchst unheilvolle Wirkung, die der Krieg auf die Moral der ärmeren Bevölkerungsschichten Englands ausübt. In welch bedenklichem Maße die Zahl von Verbrechen jugendlicher sich seit Kriegsausbruch in England — namentlich in London — gesteigert hat, läßt sich aus dem Bericht eines Londoner Polizeibeamten ergeben, dessen Ausführungen in der „Daily Mail“ veröffentlicht werden. „55 Verurteilungen von Kindern an einem Tage“, erzählt der Beamte, „sind durchaus keine Seltenheit mehr. Und dabei nimmt die Zahl hoch belastender Fälle fast täglich zu. Seit dem Beginn des Krieges haben die Verbrechen und polizeiwidrigen Vergehen jugendlicher in Großbritannien um nicht weniger als 50 Prozent zugenommen. In den meisten Fällen handelt es sich um Kinder, deren Väter als Soldaten im Felde stehen. Die Hauptursache dieser Zustände ist zweifellos die Zügellosigkeit und Trunksucht der Mütter. Von dem bändigenden Einfluß der Männer befreit, ergeben sich die Frauen in mehr oder weniger bedenklichen Ausschweifungen verschiedener Art, und so überschreiten sie die Grenzen, die sie in Anwesenheit ihrer Männer zu achten gezwungen waren. Die ständige Besorgnis, vom Manne übersehen zu werden, hält viele Frauen davor zurück, das Rippen an Wein oder Bier zu einer Gewohnheit werden zu lassen, die mit der Zeit schlimme Formen annimmt. Heute aber sind alle diese Frauen unbeobachtet, sich selbst mit ihren Fehlern überlassen. Dazu kommt noch, daß vielen Frauen, besonders in den Arbeiterkreisen, durch die staatlichen Kriegszuschüsse jetzt mehr bares Geld zur Verfügung steht als früher. So verbringen sie den halben Tag mit Trinken, Schwätzen und Nichtstun. Der Haushalt wird vernachlässigt, und die Kinder werden von dieser schlechten Lebensweise umgeben. Völlig unbeaufsichtigt, in verhängnisvoller Freiheit, treibt die Jugend sich auf den Straßen umher. Es entwickeln sich Vereinigungen, und meist sind einige jugendliche Anführer für die Straßengänge der ganzen Bande verantwortlich. Dabei handelt es sich bei den Diebstählen durchaus nicht bloß um Eftwaren oder Raubwerk. Meist suchen diese verdoemen Kinder Geld zu stehlen, um sich Eintritt in die Kinematographentheater zu verschaffen. Hier sehen sie alle möglichen Abenteuer, Dramen und Gaunergeschichten, die sich in ihren Köpfen zu gefährlichen

Phantastereien entwickeln. Sie bewundern die Helden in den Detektivstücken und kommen so immer mehr auf die schiefe Bahn. Man müßte eine strenge Sühnenart einführen, und auch Frauen, die das Aindergemüt am besten verstehen, als Zensoren anstellen. Bisher ist es trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen, dem bösen Treiben und der Entwicklung der Kinder zum Schlechten Einhalt zu tun. Die Mütter sorgen sich nicht um sie, so werden sie dem Hause entfremdet, leben auf der Straße und kommen mit den schlechtesten Elementen in Berührung. Wenn nicht rechtzeitig und energig eingegriffen wird, können diese durch den Krieg bewirkten traurigen Zustände allmählich zu einer bedenklichen Verschlechterung der Volksmoral führen.“

Über die Spionewirtschaft in der Schweiz plaudert in ganz köstlicher Weise der wohlbekannte Romfemmer Hans Barth in dem Märzhefte von Velhagen u. Klasing's Monatsheften. Er schreibt: Höchst unterhaltend ist ein Morgen-spaziergang am See. Geht der Deutsche allein, so ist das schon verdächtig. Geht er zu zweien, und wäre der Genosse auch ein Schweizer, so gewinnt die Sache an Verdachtsmomenten. Zumal wenn man nicht schweigend elaherschneidet... Sofort schließen sich den Lustwandelnden, als wären sie Verbrecher, ein paar Herren an, die, scheinbar in den „Corriere“ vertieft, bald vor, bald hinter uns gehen. Andere Herren desselben Kalibers, für den Mundigen gleich kenntlich, haben schon in der Ferne gelauert, kommen uns spornstreichs entgegen und starren uns über ihre Zeitung hinweg an, um sich dem Zuge anzuschließen... Alle von der freudigen Hoffnung geleitet, wenigstens ein Wort zu erschöpfen und an ihren Herrn und Meister hinterbringen zu können. Schließlich vergrößert sich die Prozession durch die einheimischen Detektive, die Engel, die nur das geübte Auge von den Dämonen zu unterscheiden vermag. So erinnert unser harmloser Morgen-spaziergang an das Märchen von dem goldenen Schwan, an dem ein jeder Neben bleibt und dem bald die ganze Stadt folgt... Des Abends kann man, ohne Eintrittsgeld zu bezahlen, sogar Vorstellungen à la Fregoli, im Freien, erleben. Da wartet vor unserem Gasthof ein wohlbekannter Herr von der geheimen Leibgarde. Er geht langsam an uns vorbei und spürt das Ohr wie ein richtiger Jagdhund... Aber schon an der nächsten Straßenecke erkennen wir denselben Wiedermann von neuem. Doch er... hat plötzlich einen anderen Überzieher an, so daß er ein anderer scheint. Was ist geschehen? Er hat einen Mantel, der sich... von zwei Seiten tragen läßt. Auch mit falschen Werten gehen die Brüder um... alles um der paar Franken wegen, die ihr Hauptmann ihnen von dem Salzpfand des armen Volkes bezahlt. Sehr wertvoll ist für die Familie der Spione aber ein auf dem Telegraphenamt stibisches Telegrammformular. Natürlich muß es beschrieben sein. Da steht man am Puls; oder sitzt am Tisch beim Depeschieren. Aber man ist nicht allein. Gott bewahre! Hinter uns steht ein würdiger Herr mit grauem Präseffenbart, neben uns rechts, ein scheinbar seine Zeitung lesendes Eigel, Hochstaplerthyp, links eine nicht mehr junge, aber interessierte Dame, die uns mit Hilfe eines Schöthündchens ins Gespräch zu verwickeln sucht. Und alle spähen uns von allen Seiten ins Telegramm und in die blau angestrichenen Mailänder Zeitungen... Ein Hauptquartierplatz der internationalen Spionage sind natürlich die Gasthöfe. Kein Gasthof, keine Wirtstafel ohne ihren Judas. Überall wo Deutsche, also „Verdächtige“ wohnen, nistet sich gleich auch ein Spittel oder ein Spittelpaar ein. Tatsächlich winnelt und winnelt es in Spionopolis fort während von... sagen wir „Agentinnen“. Die meisten, allermeisten nicht zu jung. Denn das Handwerk, die Kunst vielmehr, verlangt gewiegte, reife Damen „von Welt“ (und wenn es in gewissen Fällen nur die... „halbe“ wäre). Damen, die klug sind wie die Schlangen, aber nicht ohne Falch wie die Tauben; die politisches Verständnis und Selbstbeherrschung besitzen, ohne des weiblichen Reizes — und Anreizes zu entbehren. Aspazien, die selbst ein Sokrates und Plato bestreiten, ihm seine Geheimnisse, seine geheimsten Gedanken zu entlocken, abzuschmeicheln verstehen... Solcher politischer „Aspazien“ gibt es hier eine Legion. Reichlich mehr als es... Sokratese und Platos gibt. Und auch von ihnen habe ich manches erlebt, von dem telegraphisch vorherbestelltem Zusammentreffen mit einer unbekannten Schönen bis zum seltsamsten aller Plauderstündchen. — Aber die Einzelheiten anzuführen fehlt hier der Raum; man muß sie im Märzheft von Velhagen u. Klasing's Monatsheften nachlesen.

Schach

Alle die Schachhefte betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

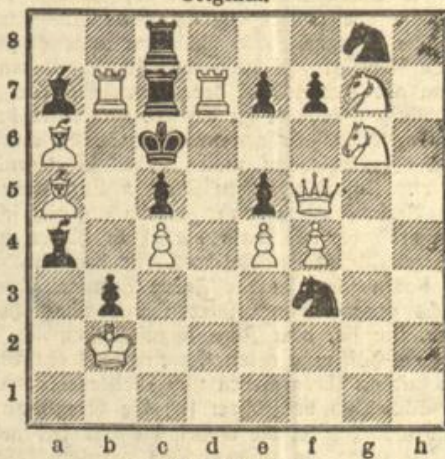
Redigiert von H. Diefenbach.

Wieshadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspiellabend: Samstags.

Wiesbaden, 5. März 1916.

Aufgaben.

4317. Theodor Bode in Wiesbaden. Original.



Matt in 2 Zügen.

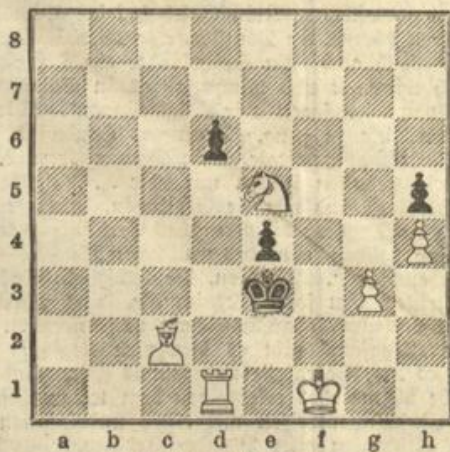
432. H. Kranz in Wiesbaden. Original.

Weiß: Kf3, Dh1, Bc4, c6, e4, f3, g6. (7 Stück.)
Schwarz: Kf6, Lh2, Bc5, c7, e5, g7, h4, h5, h6. (9 Stück.)
Matt in 4 Zügen.

Feststellung

Ein hiesiger Problemfreund macht uns darauf aufmerksam, daß der prächtige Vierzüger, den wir unter dem Namen eines 14 Jahre alten Leipzigers (wir hatten die Ausgabe den „Leipzig. Neuest. Nachr.“ entnommen) als Aufgabe 425 veröffentlicht haben, sich bereits in der „Wochenschrift der Petersburger Zeitung“ von 1898 befindet. Als Verfasser wurde dort Joh. Kos genannt. Die Aufgabe ist dann in verschiedene Schachzeitungen und Problemsammlungen übergegangen, sie hat also damals schon viel Anklang gefunden. Man muß 425 als Plagiat ansehen, wenn man nicht an unerhörtes Spiel des Zufalls glauben will.

Derselbe Problemfreund hat weiter die interessante Entdeckung gemacht, daß auch der Vierzüger 427 bereits seinen Vorgänger hatte. In der „Kleinen Problemschule“ von Hermann v. Gottschall (Leipzig 1885, Adolf Roeger) findet man als Nr. 87 die folgende Aufgabe:



Matt in 4 Zügen.

Man vergleiche mit dieser Stellung das Problem 427: Kc1, Te1, Lf2, Sd5, Ba1, b3, h5. — Kd3, Ba5, d4, e6, h6 und man wird auf den ersten Blick sehen, daß sich hier lediglich die Figuren, die bei v. Gottschall links stehen, auf der rechten Seite befinden und die beiden, für die Herbeiführung der Lösung ganz überflüssigen Bauern h5 und h6 hinzugefügt worden sind. An dem geistigen Inhalt der Aufgabe und an der Lösung ändert das gar nichts; was bei v. G. auf der linken Brettseite geschieht, passiert bei 427 einfach auf der rechten Seite. Man wird sich auch in diesem Falle nur schwer entschließen können, an eine „Duplizität der Ereignisse“ zu glauben. Wir haben den uns persönlich unbekannten Einsender der 427 von der merkwürdigen Entdeckung Mitteilung gemacht und dabei den begründeten Verdacht ausgesprochen, den die absolute Gleichartigkeit der beiden Aufgaben bei jedem Problemkenner erwecken muß. Sie antworteten: „Nach Empfang ihres Schreibens vom 28. d. Mts. können wir Ihnen nur mitteilen, daß eine Fatalität Sie wohl nicht berechtigen kann, schwerlich beweisbare und zugleich beleidigende Schlüsse zu ziehen.“ Es ist allerdings sehr fatal, wenn man ein Problem komponiert, das einem der besten Werke eines bekannten alten Problemschöpfers zum Verwechseln ähnlich sieht!

418 und 422.

Von mehreren Seiten sind uns Vorschläge zugegangen, auf welche Weise sich die Idee verwirklichen lasse, die der Verfasser des Vierzügers 418 und 422 darzustellen bemüht war. Die von dem Verfasser in der Schachspalte vom 20. Februar gegebene Fassung: Kbl, Da8, Tgl, La7, c8, Sh2, Bd2, d3, e7 (nicht g7). Kd6, Ld4, h5, Sg7, Bb5, c5, c6, d5, h4, h7 führte nicht zum Ziel, weil nach 1. Dxb7, Ke5; 2. Dxc6 Lxb2 ein Matt in vier Zügen nicht möglich war, da der schwarze K auf 3. Lb8f nach d4, x d3 ausweichen konnte. Herr F. S. hat der Aufgabe folgende Stellung gegeben: Kbl, Da8, Tgl, La7, c8, Bc2, d2, d3, e7 (9 Stück). Kd6, Ld4, h5, Sg7, Bc5, c6, d5, h7 (8 Stück). Der Verfasser selbst hat das Problem in der folgenden Weise geändert: Kh3, Da8, Tgl, La7, c8, Bc2, d2, d3, e7 (9 Stück). Kd6, Ld4, h5, Sg7, Bc5, c6, d5, h7 (8 Stück). Diese Fassung unterscheidet sich von der des Herrn F. S. nur durch die Stellung des weißen K auf f3. Die recht hübsche Nebenvariante: 1. ... c4; 2. Lxd4, Le8; 3. Te1 bleibt bei beiden Fassungen bestehen. Eine sehr vereinfachte Stellung hat Herr Th. Bode gefunden: Kgl, Da8, La7, c8, Sf1, Bc3 (6 Stück). Kd6, Se8, Ba4, b2, b6, c5, d5, g6, g3 (9 Stück). Die der Aufgabe zugrunde liegende Idee wird hier ganz gut dargestellt, die Nebenvariante 1. ... c5—c4 ist dagegen weniger schön.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Akrostichon.

Asche, Bad, Bote, Dame, Engel, Gaul, Geier, Gran, Meier, Ostern, Reim, Sorte, Welle, Zecher.

Von jedem Wort ist durch Umwandlung des Anfangsbuchstabens ein anderes Hauptwort zu bilden. Werden die neuen Wörter nach ihrer Bedeutung wie folgt geordnet: 1. Männlicher Vorname, 2. Etwas Erhebendes, 3. Klebstoff, 4. Fanggerät, 5. Bezeichnung, 6. Enger Raum, 7. Baum, 8. Technisches Hilfsmittel, 9. Gefäß, 10. Blumen, 11. Musikinstrument, 12. Gebäck, 13. Land in Asien, 14. Zeichen, — so benennen die Anfangsbuchstaben einen ruhmreichen österreichischen Feldherrn.

Charade.

Mein erstes ist im 1x1,
Mein zweites steht voll Bäumen,
Mein drittes ist kein Bäuerlein,
Im vierten Wellen schäumen.
Mein ganzes in der Schweiz wohl liegt
Und manches Schifflein d'rauf sich wiegt.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 97.

Bilderrätsel: Allgemeiner Burgfrieden. — Rätsel: Wein, Insel, Leder, Sohn, Osten, Nacht, Wilson. — Diamant-rätsel: L, Dom, Löwen, Partner, Lowtschen, Fischer, Schaf, See, n. Lowtschen. — Logogriff: Seni, Reni, Leni.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



Nr. 5.

16. Jahrgang 1916.

Die Schuld der Frau Wiedengert.

Eine einfache Geschichte von **Bedwig Rebmann.**

(Nachdruck verboten.)

Sinnend erhob sich Frau Wiedengert von ihrem einsamen Morgenfrühstück. Ihre feinen, leicht abwärts gebogenen Mundwinkel zuckten, um ihre schönen, schmalen Brauen wetterleuchtete es, aber ihre Augen blickten starr, gleich denen einer Nachtwandlerin.

Castend griff sie ins Staubtuchföhrchen, das unter der Zeitungsmappe hing, und begann ihr Werk in dieser Kleinbürgerlich-altmodischen Stube, die im vierten Stock einer großstädtischen Mietskaserne wunderbarlich genug anmuten mochte.

Es hatte Zeiten in Frau Wiedengerts Leben gegeben, wo sie es sich nicht hätte träumen lassen, daß sie noch einmal wie eine vermögliche Frau im netten Morgenrock con amore würde Staubwischen können, und dankbarlich empfand sie diese Tätigkeit als Würde. Manchmal schoß ihr die Freude darüber, wie ein blitzendes Fischlein an den lichten Wasserspiegel, in das Bereich klaren Denkens. Dann kam etwas Zärtliches in die unzertörrbare Anmut ihrer Bewegungen, über die sich der selige Wiedengert noch im Bilde aus seinem ovalen Rahmen heraus zu freuen schien, als wolle er wie so oft zu Lebzeiten sagen: „Meine liebe Guts, wenn meine Schülerinnen im ganzen Corpus soviel Grazie hätten, wie Du in einer Fußspitze, wäre ich zufrieden.“

Auch heute erwachte sie bei ihrer Hantierung aus dem schweren Grübeln. Das Rascheln des dünnen Lorbeerfranzes, den „seine dankbaren Schüler“ dem guten Wiedengert einst verehrt hatten, gab den Anstoß dazu. Wie stolz er ihn heimbrachte! Er hatte die Schicksalsmächte nie gekannt! Frau Wiedengert war als geistig bewegliche Natur ihrem Gatten stets überlegen gewesen. Aber auch sonst war sie, die Tochter eines alten Organistengeschlechtes, herabgestiegen, als sie den Tanz- und Anstandslehrer heiratete. Bis zur Tollheit liebte er das bildhübsche, feine Mädchen, das fern vom Elternhause als geschätzte Klavierlehrerin allein im Leben stand. Und sie erblickte darin einen Wink des Schicksals. Zu gleicher Zeit hielt ein junger Kaufmann um sie an, den sie bevorzugte. Dennoch nahm sie den feingescheitelten Tanzlehrer. Sie hatte das Gefühl, daß er durch sein Metier ein Außenseiter sei, der im Notfalle eher Nachsicht üben könne und werde als einer, der einen bürgerlichen Beruf ausübt. Ein Tanzmeister hüpfst sicherlich leicht über etwas hinweg, worüber ein anderer stolpert. Vielleicht hatte er gar eine wunde Stelle in seinem Leben, oder bedurfte des Haltes einer lindenden Frauenhand. Aber siehe! der gute, beschränkte Wiedengert war in seinem Denken und Tun so korrekt, wie sein leuchtend weißer schmaler Diplomatscheitel

und seinen etwas steifen pas. Und die junge Frau verlor mehr und mehr den Mut, sich durch ein Bekenntnis von ihrer Angst zu befreien, die je mächtiger wurde, je mehr sie sich von der Unantastbarkeit ihres Gatten überzeugte, der sich manchmal artistenmäßig leichtfertig geberdete und doch nicht den geringsten faux-pas zuwege brachte. Manchmal glaubte sie gar, ihn zu hassen, wie der unter einer Bürde Seufzende den haßt, der frohen Mutes, jeder Last ledig, seine Straße zieht. Und öfter, wenn bei einem unbekannten Schritt auf der Treppe, bei dem Klang einer fremden Stimme im Korridor, oder wenn ein Brief von ungewöhnlichem Aussehen einlief, die Angst vor Entdeckung die junge Frau innerlich schüttelte, hatte sie gerade den Wunsch, ihren Gatten einer Schuld zeihen zu können. Dann, nach drei Jahren, kam das erste Kind, die Liese, zwei Jahre später der Junge. In Frau Wiedengert wuchs mächtig das Verantwortlichkeitsgefühl empor. Nun dankte sie Gott für den unansehbaren Charakter des Vaters ihrer Kleinen und nahm ihre Schuld mit allen Folgeerscheinungen als Anlaß zur eignen Verinnerlichung und Heranbildung ihrer Kinder zu fest in sich beruhenden und doch liebevollen Menschen. Wenn dies Werk einst vollendet sein würde, dann sollte es für sie bei Gatten und Kinder um Absolution bitten, dann wollte sie wahrhaft glücklich in der Ihren Liebe sein, die sie fortan ohne Lüge würde genießen dürfen.

Das war Frau Wiedengerts große Hoffnung.

Aber auf halbem Wege zum Ziel starb ihr der Gatte. Nun zeigte sich, was an ihr war. Die Witwe mußte wieder Stunden geben. In der blühenden Provinzstadt, wo man Wiedengert sehr geschätzt hatte, fand sie auch bald einen Wirkungskreis. Aber kümmerlich, sehr kümmerlich blieb's immer, die Stunde zu fünfundsiebzig Pfennig bis eine Mark! Damals gab's kein gemütliches Staubwischen wie heute. Da ging alles prestissimo. Früh heraus, husch, husch, die Kinder auf den Trab gebracht, Liese zur Modistin, Hellmut, den künftigen Feinmechaniker, in die Werkstatt, schnell die bescheidene Wohnung mit den alten, großväterlich Wiedengert'schen Möbeln geordnet und dann flink an's Verdienen.

Mit den Kindern verband sie eine immer größere Liebe, je mehr sie die Tapferkeit der Mutter begriffen. Bei Liese, der das Verständnis für Frauenmut im Blute lag, gefellte sich bald der Stolz auf das „Mparte“ im Äußeren der Mutter hinzu, Hellmut, der ein stiller Träumergeist war, fühlte sich ihr innig wesenverwandt.

Dann kam der Ruf der in ihrem Fach genialen Liese als Putzdirigtrice in die Großstadt, wo auch Hellmut, der ungemein Tüchtige und Ideenreiche, rasch Beschäftigung fand.

Die Angst vor Entdeckung ihrer Irrung quälte Frau Wiedengert jetzt seltener. Hoch darüber hinaus war der Wunsch gewachsen, mit ihren Kindern als Menschen von dem zu sprechen, was so furchtbar und fruchtbar in ihrem Leben gewesen war. Ja, sie erkannte es genau, was geholfen hatte, sie zu dem formen, was sie war.

Sie trat aus der altväterlichen Stube in den niedlichen Raum, den ihre Tochter sich mit gutem Geschmack und Sinn für Gediegenheit eingerichtet hatte.

„Sind sie wohl die Menschen, mit denen ich reden kann?“ schob es ihr wieder einmal zweifelnd durch den Sinn, als sie sich dem Schreibtisch zuwandte, bei dem sie ihr Säuberungswerk hier zu beginnen pflegte.

Aber hatte Eiese sich neulich nicht herzlich mitteilend über einen armen, alten Mann geäußert, der im Walde ein Scheit Holz gestohlen? Hatte Hellmut nicht milde, verstehende Worte für einen jungen Menschen gehabt, der in Erfinderdrang Rohmaterial aus der Werkstatt entwendet hatte, das er sich nicht kaufen konnte?

Und wie sollte sie von ihrer Schuld beginnen? Wartete sie, bis der Zufall eine Gelegenheit herbeiführte, oder packte sie das Schicksal bei den Schultern?!

Sieh, da hatte Eiese wieder ihren Ring liegen lassen! Man merkte, daß er nur von Müttern kam, nicht vom Herzerliebtesten. Frau Wiedengert lächelte nachsichtig und zog eine der kleinen Schubladen auf, um das Schmuckstück hineinzulegen. Einen Augenblick stand sie wie gelähmt. Dann streckte sich ihre Hand mechanisch nach dem blühenden Gegenstand aus, der in dem Kästchen lag. Und die schmale, zitternde Hand blieb da liegen, während in Sekunden zusammengedrängt ihre Schuld in lebhaften Bildern vor ihr stand.

Sie sah wieder den Sonnenstrahl des Vorfrühlings-tages über den harten, runzligen Händen der Mutter liegen, die jeden verdienten Pfennig bis auf ein kleines, monatliches Taschengeld abnahm. Sie bat die Mutter um einen Vorschuß.

Vorschuß gewähren, heiße die Lächerlichkeit unterstützen. Der Monat sei gleich zu Ende, sie solle mit ihren Ausgaben warten.

Und die runzligen Hände, auf die das junge Mädchen starrte, verschwanden aus der Sonne, denn die Mutter wandte sich ab.

Dann die Not leidenschaftlicher, aussichtsloser Sehnsucht erster, heißer Liebe. Ach, sie hoffte ja nicht, sie wünschte nicht einmal, es wäre zu vermessen gewesen. Nur Aug' in Auge sehen den Geliebten, einmal ihn sprechen!

Der junge, reiche Mensch, eine vielumworbene, glänzende Erscheinung, war nach langer Abwesenheit unverhofft in der Vaterstadt erschienen, um den heimischen Karneval mitzumachen. Sich ihm vermunmt auf dem Maskenball zu nähern, ein kurzes Gespräch mit ihm zu tauschen, war ihr nicht zu beschwichtigendes Verlangen. Drei Tage lang grübelte sie, woher die nötigen fünf Mark für Dominomiete und Eintritt kommen sollten. Seelische Keuschheit verbot ihr, sich einer Freundin zu offenbaren. Um Vorschuß durfte sie der Eltern wegen nirgends bitten.

So kam die furchtbare Klavierstunde in der Wohnung einer kleinen Schülerin heran. Die Mutter des Kindes trat gegen Ende des Unterrichts ein, um das Geld aus dem Schreibtisch zu holen. Im Spiegel sah die junge Lehrerin, daß die Frau aus einer Anzahl großer Silberstücke eines wählte.

So viel Geld, und für sie bedeuteten fünf Mark die Seligkeit!

Dann ging die allzeit Beschäftigte und vergaß das Schubfach abzuschließen. Die Stunde war gerade aus, die Kleine verabschiedete sich, das junge Mädchen blieb allein. Neben dem Schreibtisch auf dem Stuhl lag ihr Hut, den sie hier auf- und absetzte. Saßen ihre Handschuhe.

Nur fünf Mark! . . . Morgen bekam sie Geld, aber morgen war Aschermittwoch, da hatte es keinen Wert mehr für sie . . .

Wenn sie das Geld dort nähme . . . entliehe! . . . Übermorgen kam sie wieder. Da konnte sie's zurückbringen, irgendwo hinlegen . . .

Die Hand glitt nach dem Schlüssel.

Morgen ging der Geliebte fort. — sie sah ihn vielleicht nie wieder . . .

Das Fünfstück, ganz neu und blank, gleißte in ihrer Hand.

Dann fühlte sie, mehr als sie es sah, die Gardine an der Tür zum Hausflur sich bewegen. Die Frau stürzte herein, die ihr als Mutter lauter häßlicher Töchter nie gewogen gewesen war. Sie erstattete Anzeige. Die junge, nicht vorbestrafte Diebin wurde mit Vorbehalt freigesprochen.

Frau Wiedengert schauderte in der Erinnerung und in Angst vor dem, was sie soeben entdeckt hatte. Im Schubfach lag eine zierliche Geldbörse aus Silbermaschen mit fünf Goldstücken darin. Gestern war Zahltag gewesen. Die Tochter hatte, bis auf zwanzig Mark, die sie als Taschengeld behielt, der Mutter alles abgeliefert. Auch was nicht in den Haushalt floss, wurde von ihr verwaltet.

Der Zusammenhang war so furchtbar einfach: Eine der reichen Damen, die zu Eiese in das vornehme Modesthaus kamen, hatte das Geld verloren, und ihre Tochter hatte es sich angeeignet.

Niemals war Frau Wiedengert der Gedanke gekommen, sie könne ihren Kindern Neigung zur Unehrlichkeit vererbt haben. Fühlte sie doch ihre Tat ihrem eignen Wesen fremd. Hätte sie damals nur Zeit gehabt, der Versuchung hätte sich gewiß die eingeborene Ehrenhaftigkeit entgegengesetzt.

Der Seelennot gegenüber, in der sie sich jetzt befand, schien alles frühere belanglos. Der Traum vom großen, starken Menschentum der Kinder, das verstehend die Schuld der Mutter auf seinen Grund sinken ließ, trat zurück vor der Angst, es könne ihnen an der bloßen, blanken, bürgerlichen Ehrlichkeit fehlen.

Mit zitternden Händen bereitete sie das Mahl und wartete mit Bangen und Sehnsucht die Mittagszeit heran . . . Sie war in den zwei Stunden eine alte Frau geworden.

„Gott, Mutter, wie siehst Du denn aus?!“

Eiese war ein großes, schönes Mädchen, das unverkennbar seinem stattlichen Vater glich. Aber ihr Gesicht war von Intelligenz durchblüht. Wortlos zog Frau Wiedengert die Börse aus der Tasche.

„Ja, was denn?“ fragte das Mädchen verständnislos und fügte ärgerlich hinzu: „Wie kommst Du auch dazu, Mutter? Du solltest sie nicht sehen.“

„Ja, Eiese, hast Du denn gar kein Empfinden für das Schreckliche Deines Tuns?“

„Die Dame ist sehr reich, Mutter. Ich muß immerhin mein Brot verdienen. Weshalb sollte ich den Finderlohn nicht nehmen, der keineswegs zu hoch bemessen ist?“

Frau Wiedengert verstand mühsam: Ihre Tochter hatte irgend ein Wertstück gefunden und abgeliefert und von der erfreuten Empfängerin die zierliche Börse mit hundert Mark erhalten. Sie war einer Ohnmacht nahe gewesen, jetzt kamen langsam Leben und Farbe wieder.

„Ich wollte Dir das hübsche Ding zum Geburtstag schenken. Für meine Riesenpfoten — sie streckte die große, wohlgeformte Hand hin — ist es ja doch zu klein. Aber ich verstehe nicht, wie Du Dich darüber so aufregen konntest.“

Die Blicke von Mutter und Tochter ruhten einen Augenblick lang fragend, antwortend, verstehend ineinander.

„Pfui, Mutter, daß Du das von mir denken konntest! Ein anständiger Mensch tut doch so etwas nicht. Keinen Bissen bringe ich heute hinunter!“

Nun kam auch Hellmut mit seinem hübschen, blassen Denkergezicht herbei. Betreten fragte er, was es gegeben habe.

„Mutter dachte, ich hätte gestohlen,“ sagte das Mädchen, blaß vor Erregung.

„Sind wir nicht alle Menschen, die irren können?“ fragte zitternd Frau Wiedengert. „Habt ihr euch neuerlich nicht selbst nachsüchtig über Menschen geäußert, die geirrt haben?“

„Ja, Mutter, aber für uns lehne ich das ab. Für uns . . . großer Gott, wenn so etwas geschähe, ich ertrüge es nicht!“ Der junge Mensch bebte förmlich vor Entsetzen.

Da erhob sich, vorerst mehr gefühlt als gewußt, eine Schranke zwischen Frau Wiedengert und ihren Kindern, an der ihre Seele ein Grab für ihren großen Traum grub.

Dann aber kam die Resignation: Man muß nicht zuviel vom Schicksal verlangen. Es ist gut so.

Das Jahr der Knaben.

Von Dr. Hans Wantoch, Wien.

(Nachdruck verboten.)

Etwas ganz Wunderbares hat sich begeben. Mitten aus dieser grauig-großen Zeit tauchte das lieblichste Bild empor: Die Mutter mit dem Knäblein auf dem Arm. Kein Maler hat es uns vor uns hingepinselt. Kein Rafael und kein Albrecht Dürer, sondern die Natur, das Leben selbst. Oder nein: die graueste und ödeste aller Wissenschaften: die Statistik. Jawohl, die gelehrten Herren der Ziffern und Zahlen haben es untrüglich und schwarz auf weiß festgestellt: in diesem Jahr des männermordenden Kampfes ist die Zahl der Knabengeburten unverhältnismäßig größer als die der Mädchen. Der Nachdruck ist auf das „Unverhältnismäßig“ zu legen, denn auch sonst, in Jahren lauen Friedens, setzt die Weisheit der Natur mehr Knaben in die Welt als Mädchen, weil . . . ja weil der Kampf ums Dasein, auch fern vom Schlachtfeld, das männliche Geschlecht härter anfaßt und mehr aufbraucht als das weibliche. Diesmal aber trat zu all den anderen Faktoren des Männerverbrauches noch der eine und größte hinzu und schon sorgt die Natur auch für ihn. Ist das nicht wunderbar? So viel Tröstendes und Beruhigendes liegt darin: die Natur selbst nimmt sich der Menschheit an, sie will sie erhalten. Die Natur selbst hat ihr lautes und nachdrückliches Ja gesagt zu dem guten und gerechten Kampf, den wir führen. Ärzte in Österreich und Ärzte in Deutschland stehen vor einem rätselhaften Phänomen. Dies Jahr, das männlich ist in seiner Forderung, männlich in seinem Tun und seiner Haltung, ist männlich bis in seine Unergründlichkeiten, bis an die Wurzeln des Daseins, bis ins Steckfassen. Nicht fragen sollten wir, sondern nur feststellen und es hinnehmen mit dankbarer Bewegung.

Die Wissenschaft freilich, die Wissenschaft kann sich dabei nicht beruhigen. Die Wissenschaft fragt. Sie fragt nicht erst seit heute und nicht erst seit dem 1. August. Ja, einer ihrer Jünger versichert: Die Literatur über diesen Gegenstand reicht so weit zurück, wie die geistige Arbeit des Menschengeschlechtes überhaupt; sie forscht, und es geht ihr hier wie immer und überall, wo sie nach den letzten und heimlichsten Dingen des Daseins forscht: das Wissen endet, es beginnt der Glaube, der für den Ungläubigen Hypothese heißt. Wenn man all diese Theorien über die Entstehung der Geschlechter nachliest, wie sie bei Pless, bei His oder Schenk zusammengetragen sind, dann ergeht es einem wie dem Schüler im „Gauß“. Der Kopf wird einem ein bißchen wirr und schwer. Die eine Behauptung hebt die Gegenbehauptung auf. Dieser weist untrüglich nach, daß das Geschlecht des stärkeren Eheparts triumphiert, und jener zieht aus einer Reihe beobachteter Fälle den Schluß: der Ältere behält Recht im Kampf ums Geschlecht. Oder aber es spuken in den Lehren der Gelehrten allerhand populäre Vorstellungen der Ungelehrten herum. Der volkstümliche Gedanke vom „stärkeren“ Geschlecht stellt sich ein. Und anderwärts wiederum, wie schon bei Anaxagoras, dem Naturphilosophen der alten Hellenen, die Idee von der Vorzugsstellung der rechten Seite also, daß die rechte Körperhälfte des Weibes sonstigen der

Geburt männlicher Nachkommen dient, dem selbstverständlich: „Er“ ist der Herr der Welt.

Eines aber ist allen diesen Theorien gemein: sie sind in einer wenig süß duftenden Atmosphäre von Chloroform, von Äther und Spiritus erprobt, gebraut und gedacht, sie sind mit grauem Rechenstift auf trockenem Papier errechnet, und dennoch überfliegt sie alle ein zauberischer Hauch von Poesie. Denn was sind sie anderes als Formeln der Liebe? Wie reizend ist die Anwendung des Darwinismus auf die Bestimmung des Geschlechtes, daß nämlich der ältere Gatte, dem Tode näher, „den naturgemäßen Trieb“ hat, dem Kampf ums Dasein auch sein Geschlecht zu erhalten. Wie hübsch ist die Lehre von Richarz: das Geschlecht, das stärker und inbrünstiger geliebt wird, pflanzt sich fort. Ja, nicht nur das Geschlecht allein, sondern auch alles, was dem Anderen an ihm teuer ist: Fähigkeiten, Anlagen, Eigenschaften. Es ist die medizinische Bekräftigung von Nitsches sittlicher Forderung: keine Fortpflanzung, sondern eine Emporpflanzung. Die Sehnsucht siegt. Und diese tiefe und reine Sehnsucht bekommt bei einem anderen Forscher (er ist Franzose) einen ganz leichten und lockeren Schwung. Wie ein Kapitel aus dem Dekameron liest sich, was er erzählt. Eine schwankhafte, übermütige Novелlette, der der tiefe Orgelton nicht fehlt: so lange der Gatte seiner Ehe treu war, schenkte die Frau ihm nur Töchter. Als er sie verriet und sie nach ihm darbot, kamen in der Ehe nur Söhne zur Welt.

Woher? Warum? Das Rätselzeichen steht am Ausgang wie am Anfang. Der Mensch aber wollte es meistern. Jawohl, es war vor ein paar Jahren in Wien eine brillante Zeit für alle Witkholde. Sie hatten es schon fix und fertig heraus, daß man in den Gasthöfen künftig à la Bub oder à la Mädcl essen werde, wie bisher Menu oder à la Carte. Denn ein Wiener Gelehrter, Professor Schenk, hatte mit Eprouvette, Glas kolben und Kochtopf das Rätsel aller Rätsel gelöst: die Stickstoffnahrung ergibt Knaben, Kohlehydrate fördern die Geburt von Mädchen. Und diese, just diese Theorie sollte an einer allerhöchsten Stelle, die uns heute sehr interessiert, ihre praktische Anwendung finden: am Jarenhof in Zarskoje-Selo.

Der Krieg ist — heute — Anfang und Ausgang und die ewige Wiederkehr in allen unseren Gedanken. Und gerade der Krieg, der die Notwendigkeit der Männer ins deutlichste Licht rückt, rafft die Männer dahin: ein circulus vitiosus. Staatsmänner und Strategen zergrübelten sich über ihn die Köpfe. Einer von ihnen sprach das schöne Wort: „Die Zukunft gehört den Völkern, die Kinder haben.“ Und der Ablauf der Vergangenheit läßt uns die Stichprobe machen auf diese Prophetie: Als Frankreich zu Beginn des 18. Jahrhunderts das mächtigste Land Europas war, war es das volkreichste zugleich, den 20 Millionen Franzosen standen bloß 22 Millionen im gesamten heiligen römischen Reiche deutscher Nation, plus Ungarn und Böhmen und gar nur 10 Millionen Engländer gegenüber. Und schon vorher wie nachher soraten sich seine Herrscher, die Kriegs-

fürsten waren, um den Zuwachs der Bevölkerung. Ludwig der XIV. setzte Gnadengehalte für Eltern mit zehn Kindern aus, Napoleon, der Konsul, mußte es schon billiger geben. Er veranlaßte im Jahre 1813 ein Gesetz, daß Eltern von sieben Kindern das Recht haben sollten, einen männlichen Sprossen auf Staatskosten erziehen zu lassen.

Jawohl, der Staat braucht Rekruten. Macht und Männlichkeit klingen gleich an. Und auch in der Intimität der Häuslichkeiten gipfelt die Sehnsucht nach einem Kind, in dem Wunsch nach einem Knaben. Er ist der Namenserbe, der Stammhalter, die irdische Transscendenz derer, die an einer himmlischen zweifeln. Für acht Wohltaten dankte Plato den ewigen Göttern: daß er nicht als Sklave, sondern als freier geboren sei, ist die erste. Gleich die zweite aber die: daß er als Mann geboren sei, nicht als Weib. Ja, die drei Völker der Antike, auf deren Kultur unsere dreifache Kultur des Herzens, der Sinne und des Gehirns fußt, schlossen das Weib jedesmal von dem besten aus, was sie hatten: die Juden vom Gottesdienst, die Griechen vom Besuch des Theaters, und die Römer, die Begründer des Rechtes, stellten die Frauen lebenslang unter Kuratel. Nun, wir Menschen in Deutschland des 20. Jahrhunderts denken ein wenig anders über den Wert des Mannes und den Unwert der

Frau. Aber man braucht nur ein bisschen in einem Buch über Volksbräuche zu blättern, man braucht nur bei den Ärzten zu fragen oder in die Sehnsucht der Menschen zu horchen: ihr Traum vom Kinde erfüllt sich in einem Sohn. Dafür schrieb Schenk seine Rezepte, dafür brauen Quackfalter ihr Tränklein, dafür hat jeder Gau in Deutschland, in Österreich und Ungarn seinen „wirksamen“ Brauch, der einem lächeln macht und doch auch ergreift.

„Ein Sohn“ ist das Gebet und der Wunsch jeder Frau. Eine Stütze in der Zukunft, da nun ihr Leben der Ungewißheit der Gegenwart dahingegeben ist. Leichter trüge sie die Sorge um den Mann im Felde, wenn ihr solch ein Miniaturmännlein in der Wiege daheim aufwüchse. Und das Wunder erfüllt sich: das Kind, das sie gebiert, wird ein Knabe. Woher? Warum? Der Theoretiker sagt und fast scheint es, als gäbe die Praxis ihm Recht: „Die schlechten Erntejahre sind es, welche die Fleischkost (und damit die männlichen Geburten) begünstigen. Ach, ach, wenn Sir Edward Grey wüßte, wie sehr er durch die Getreidesperre den „Militarismus“ begünstigt. In einer Welt voll Haß und Krieg siegt am Ende die Liebe. Theorien hin, Theorien her, die Natur weiß nichts von ihnen, wie sie vom Krieg nichts weiß. Sie hat uns dies Jahr viele Knaben beschert. Sie geht ihren Weg. Das Leben blüht.

Goethe als Gartenfreund.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

„Weit und schön ist die Welt,
doch o wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich
mein eigen gehört!
Bringet mich wieder nach Hause! Was
hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er
sein Gärtchen besorgt.“

Dies schöne, von Goethe aus Venedig an Herder gesandte Epigramm drückt nicht nur eine augenblickliche Stimmung aus, kennzeichnet vielmehr einen wichtigen Seelenzustand des Dichters. Wie wir uns Schiller beim Schaffen über den Schreibtisch gebückt im engen Zimmer vorstellen, so werden wir uns Goethe, den großen „Mfreund der Natur“, wenn wir uns ihn bei der Arbeit vergegenwärtigen wollen, am besten in seinem Garten auf- und abwandelnd denken, wie er mit Pflanzen und Steinen, mit Wolken und Winden Zwiegespräche hält. Goethe, der noch als 82jähriger Greis Eckermann bekannte, eine schöne Einrichtung seines Studierzimmers würde sein Denken aufheben und ihn in einen passiven Zustand versetzen, hat sich in Gottes freier Welt stets am wohlsten gefühlt und aus seinem Gartenleben „Fülle der Kraft und des Lebens gesogen“. So führt uns eine Betrachtung Goethes als Gartenfreund auf einem wenig begangenen Pfade doch mitten in das Zentrum seines Daseins.

Die ersten Weimarer Jahre des Dichters, sein Leben im stillen Gartenhaus am „Stern“ des Weimarer Parks mitten unter Bäumen ist von einer schwärmerischen Verehrung der Natur getragen. „Hab' ein kleines Gärtchen vor dem Tor an der Alm“, schreibt er an Auguste Stolberg. „Ist ein altes Häuschen drin, das ich reparieren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen!“ Mit und in diesem Garten lebt und webt er nun viele Jahre. Nachdem er zum ersten Mal in ihm geschlafen, weicht er sich dem „Erdegeist“, fühlt sich als ein Märchenwesen von Wald- und Feldesamkeit, als „Erdmulin“. In seinen Mantel gewickelt verbringt er die Nächte auf dem — heute nicht mehr vorhandenen — Altan, taucht, wenn die Sterne aufgehen, in die leise murmelnden Kluten der Alm, wühlt sich hinein in die Geheimnisse

der tiefen Stille, des Mondlichts und der webenden Nebel.

„Ich gehe meinen alten Gang
Meine liebe Wiese entlang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Sad' ab im Monde des Tages Müh.“

Bäume pflanzt er, „wie die Kinder Israel Steine legten zum Zeugnis“, und sinnend steht er vor den heranwachsenden:

„Sag' ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt —“

Im Frühling grüßt er den an seiner Seite arbeitenden Gärtner:

„Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort,
Wie zeitig fängt er an
Ein lock'res Bett dem Samen zu bereiten.“

und im Sommer bewirtet er eine fröhliche Gesellschaft mit den selbstgezogenen Früchten des Feldes. Alles ist Freiheit, Sturm, Jugend, Verzüchtung in diesem Gartenleben, wie der Garten selbst sich gleichsam in die große Natur verliert und mit seinem steinernen Tisch, einem Altar gleich, zur Andacht ladet.

Der Stadtgarten an Goethes Haus auf dem Frauenplan aber ist der Lieblingsaufenthalt des alten Goethe. Wohl zog es den Dichter in den letzten Jahren seines Lebens noch öfters nach dem lang vernachlässigten „unteren Garten“, besonders da es galt, in „Dichtung und Wahrheit“ und dem zweiten Teil des „Faust“ die Gestalten und Stimmungen der Jugend wieder heraufzubeschwören; aber sein Leben im freien verfloß nun zum größten Teil auf dem still umhегten Fleck Erde, zu dem er von seiner Schlafstube aus durch das nebenan gelegene Dienerzimmer über eine kleine Treppe sogleich bequem herabschreiten konnte. Hier zog er auf den langen sonnigen Rabatten einen bunten Blumenflor, dessen wechselnde Pracht er in den herrlichen Distichen der „Vier Jahreszeiten“ geschildert, genoß den Duft der zahlreichen Rosenbüsche, wandte auch dem Gemüse, das im östlichen Teil angebaut wurde, seine Aufmerksamkeit

zu und wandelte in tiefem Nachdenken den verschwiegenen Gang entlang, den die dicht grüne Herlitzenhecke mit der Mauer bildete. An mehreren Plätzen standen behagliche Gartenmöbel, und Goethe im langen Hausrock unter dem grünen Laubdach hin- und herschreitend, diktierte dem Schreiber am Tisch. Er, der gegen Kälte sehr empfindlich war, und wie die Blumen sich stets der Sonne zuwandte, rühmte oft, daß sein Garten gegen den bösen Nordwind herrlich geschützt, dagegen jedem Sonnenstrahl zugänglich sei. Hier trieb er seine botanischen und meteorologischen Studien, studierte die „Metamorphose der Pflanzen“ und schaute nach den Wolkenbildungen am Himmel. Hier spielten um ihn die Enkel, und der „Apapa“ sah es ihnen wohl einmal gütig nach, wenn sie in die Beete sprangen und unter den zierlichen Blumenreihen Unheil anrichteten oder die sorglich geschnittene Hecke durchbrachen. Sonst aber duldete er keine Unordnung; bis zuletzt befahl er alle Arbeiten im Garten, die die Jahreszeit erforderte, selbst an, beaufsichtigte die Leute, und in seinem Arbeitszimmer hängt noch das Blatt, auf dem seine letzten Anordnungen für den März 1832 verzeichnet sind. Er hatte auch noch für den Monat vorgesorgt, der sein Sterbemonat werden sollte.

Es versteht sich wohl von selbst, daß dieser allumfassende Geist auch auf diesem Gebiete, das ihm so innig ans Herz gewachsen war, schöpferisch tätig gewesen ist, daß er in der Geschichte der Gartenkunst eine bedeutende Rolle gespielt hat. Die geschichtliche Stellung Goethes hat Marie Gothein in ihrer bei Eugen Diederichs erschienenen umfassenden Geschichte der Gartenkunst zum ersten Mal in einem großen Zusammenhange dargestellt und genau bestimmt. Goethes Entwicklung fiel in eine Zeit, in der sich in der Gartengestaltung eine Umwälzung von Grund auf vollzog. In „Dichtung und Wahrheit“ spricht er selbst einmal von „jener Epoche, da man bei Gartenanlagen den Architekten zu Rate zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landschaftsmalers zu Hilfe nimmt.“ Es war der französische, die Architektur umrahmende und fortsetzende Garten mit seinen graden Alleen und regelmäßigen Blumenparterres, der in Goethes Jugend die Welt und damit auch die deutsche Mode noch völlig beherrschte. Goethe ist als Student entzückt von den Leipziger Bürgergärten, von denen die bedeutendsten durch den Architekten David Schatz angelegt waren, „die Leipziger Gärten sind so prächtig, als ich in meinem Leben etwas gesehen habe“, schreibt er 1765 an seine Schwester. „Ich schicke Dir vielleicht einmal den Prospekt von der Entree des Apfelschen, der ist königlich. Ich glaubte das erste Mal, ich käme in die elyseischen Felder.“ Als er dann aber nach Weimar kam, hatte sich unterdessen auch in Deutschland die Gartenrevolution Bahn gebrochen. Von England ging der Ruf aus nach Befreiung des Gartens von aller baumeisterlichen Regel und Ordnung. Sein Vorbild sollte nur die „ewige Mutter Natur“ sein, und höchstens durfte der Landschaftsmaler die üppige „Wildnis“ zu einer romantisch-phantastischen Szenerie arrangieren. Der maßgebende Theoretiker dieses malerischen Gartenstils in Deutschland war der Kieler Philosophieprofessor Hirschfeld, die großartigste, noch heute bewundernswerte Anlage dieser Art ist der Park des Fürsten Franz von Dessau in Worlitz. Goethes Interesse für die „schöne Gartenkunst“ wurde durch diese Vorbilder erweckt. „Der Park von Dessau“, berichtet er in seinem 1822 verfaßten Schema zu einem Aufsatz, die Pflanzenkultur im Großherzogtum Weimar darstellend, „als einer der ersten und vorzüglichsten berühmten und besucht, erweckte Lust der Nachahmung, welche um desto originaler sich hervortun konnte, als die beiden Lokalitäten sich nicht im mindesten ähnelten; eine flache, freie, wasserreiche Gegend hatte mit einer hügelig abwechselnden nichts gemein. Man wußte ihr den eigenen Reiz abzugewinnen; und in Vergleichung beider zu untersuchen, was einer jeden zieme, gab die Freundschaft der beiden Fürsten und die öfteren wechselseitigen Besuche

Anlaß, so wie die Neigung zu ästhetischen Gartenanlagen überhaupt durch Hirschfeld aufs höchste gesteigert ward.“

Die große eigene Gartenschöpfung, auf die Goethe hier hindeutet, ist der Weimarer Park, den der Dichter zusammen mit seinem fürstlichen Freunde gestaltete und den Marie Gothein „den reinsten Ausdruck des Gartengedankens seiner Zeit“ nennt. Wie die kleineren Anlagen von Belvedere und Tiefurt, so ist auch dieser schönste Schmuck Jhm-Athens ein Denkmal des leidenschaftlichen Naturkultus, dem Goethe und die Seinen im ersten Weimarer Jahrzehnt huldigten. Der alte Lustgarten vom Anfange des Jahrhunderts war mit dem Residenzschloß von dem großen Brande 1774 vernichtet worden. Der Mangel einer standesgemäßen Wohnung begünstigte das Leben unter freiem Himmel, das nun der Hof führte. Wochenlang lebte der junge Herzog als höchst weltlicher Einsiedler in jenem von einem Obal hoher Erlen umrahmten Borkenhäuschen Goethes Gartenhaus gegenüber, das den Keim des neuen Parks bildete. Diese kokette Mönchsbehausung war für eins der von Goethe veranstalteten Naturfeste, das „Luisenfest“ am 9. Juli 1778 errichtet worden und wurde allmählich zum behaglich ausgestatteten „Luisenkloster“. Vom „Stern“ aus, dem Akterest der französischen Anlage, in dem alle Wege zusammenliefen, breitete sich nun das bunte Gewirr der englischen Gartenkunst in reicher Fülle aus mit den weiten Durchsichten, den dunkelschattigen Waldgebüsch und lichtdurchströmten Hainen, mit den geräumigen Wiesen und engen Felsenhöhlen, mit Tempeln und Ruinen, mit sentimentalen Denkmälern und dichterisch schönen Inschriften, kurz mit all jenen seltsamen Requisiten und Ornamenten, wie sie der Landschaftsgarten empfindsamen Seelen zum Träumen und Schwärmen so verschwenderisch darbot.

Einige wundervolle Gedichte Goethes sind ursprünglich solch gefühlvolle Garteninschriften gewesen; die schönsten verfaßte er wohl für seinen Garten am Stern, in dem man noch heute, auf dem Stein eingemeißelt, die Verse liest, die beginnen: „Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten“. Eine großartige dichterische Darstellung aber hat der malerische Gartenstil in den „Wahlverwandtschaften“ erhalten, wo Charlotte und der Hauptmann eifrig englische Gartenwerke studieren und eine herrliche Naturszenerie schaffen, deren friedvolle Idylle den ergreifenden Hintergrund zu dem tragischen Sturm der Leidenschaften bildet. So hat Goethe in Tat und Dichtung dem englischen Garten gehuldigt, im Weimarer Park das unübertroffene Muster des neuen Stils geschaffen und doch zugleich seine Schwäche wohl erkannt schon im „Triumph der Empfindsamkeit“ über die läppischen Maskeraden gespottet. In seinem großen Schema „über den sogenannten Dilettantismus“ hat er dann in knappen schlagenden Worten die wesentlichen Irrungen der Gartenrevolution gekennzeichnet, der er einst selbst gehuldigt.

Seinen Stadtgarten legte er sich im reinen architektonischen Stil an: das ummauerte Viereck ist in völlig regelmäßige, gradlinige Stücke geteilt, auf denen Massen von Blumen ein richtiges Parterre bildeten, und zwei Gartenhäuser stehen systematisch an den hinteren Mauercken. Niemer erzählt uns von der Abneigung des alten Goethe „gegen Parkanlagen unmittelbar an der Wohnung statt eines Blumen und Gemüse hegenden Hausgartens“, und 1825 spendet der Dichter den französischen Gartenformen ein ausgesprochenes Lob: „Die geräumigen Laubdächer, Berceaux, Quinconces lassen doch eine zahlreiche Gesellschaft sich anständig entwickeln und vereinen, während man in unsern englischen Anlagen, die ich naturspässig nennen möchte, allerwärts aneinanderstößt, sich hemmt oder verliert“. Goethe war, seiner Zeit vorausseilend, zu dem Gartenideal seiner Jugend zurückgekehrt; er hat damit die moderne Entwicklung vorweggenommen, die sich ebenfalls vom Landschaftsgarten fort wieder dem Architekturgarten zuwendet.

Die Verschwörung.

Eine indische Erinnerung von **Waldemar Bonsels.**

(Nachdruck verboten.)

Es sind nun zehn Jahre her, seit ich, als junger Mann von kaum zwanzig Jahren, den Boden Indiens zum ersten Mal betrat. Meine Erinnerungen an jene unvergeßlichen Tage fielen in eine Zeit meiner Entwicklung, in der mir die Welt überall ereignisreich erschien, nur eben dort nicht, wo ich mich just befand. Weit mehr vom Glück, als durch meine geringen Erfahrungen begünstigt, sah ich mehr als manche andere von diesem seltsamsten aller Länder, in dem die Kulturen der Jahrtausende sich zu mischen scheinen, und das doch, wie außer ihm wohl nur noch China, insgeheim seinen romantischen Charakter mystischer Weisheit, geheimnisvoller Gefahr und unermessbarer Schönheiten bewahrt.

Es war im indischen Frühling, Ende Oktober, als mein Diener Panja mich nachts weckte. Ich erblickte seine dunkle Gestalt, vom Feuer rot bemalt, im Zeltengang, und sein Turban sah aus wie ein ungeheurer Kopf.

„Sahib“, rief er, „die Engländer sind um Mitternacht in Mangalore eingezogen, kein Mensch weiß, woher sie kommen.“

Was gingen mich die Engländer an? „Laß mich schlafen“, sagte ich böse. Panja starrte mich an, als sei er betrunken. Da sah ich hinter ihm, wie einen blauen, goldgestickten Vorhang, den Nachthimmel, die kleinen Flammen des Feuers züngelten hinein wie lebendige rote Farbe. Ich war plötzlich wach wie durch ein Wunder. Alles in Indien ist überraschend, unvorhersehbar und fremd. Hatte ich denn den indischen Himmel nie gesehen?

Unter den zwei riesigen Rädern des Ochsenkarrens schloßen die Kulis und der Koch. Panja wies auf die Küste nieder. Da sah ich, daß die Stadt Mangalore von hunderten kleiner Lichtlein belebt war, aber am meisten überraschte mich fern auf dem Meer eine winzige Lichterreihe, seltsam grell und scharf konzentriert, als schwämme eine glühende Perlenkette totenstill auf dem Wasser.

„Du weißt nicht, woher die Engländer kommen? Dummkopf, schau hinaus aufs Meer.“

Er fragte mich schüchtern, er war ein argloses Mädchen aus den Malabarischen Bergen, das von Schiffen nur wußte, daß sie schwammen; aber ich antwortete ihm nicht, weil der Anblick draußen auf dem Meer nicht seltsam bezauberte. Es war nun der vierte Monat, daß ich von diesen einsamen Höhen aus in Teeplantagen und Kaffeegärten, oder von den wilden Lauben der Dickichte aus das unveränderte Meer sah. Mir erschien diese stehende Lichterreihe, fern draußen in der ewigen Stille, wie ein frecher willkürlicher Eingriff einer ganz anderen Welt, in unsere schlummernde Traumwelt am indischen Meer.

„Wann wird es hell, Panja?“

Er sah nach dem Himmel.

„In einer Stunde, Sahib, Du willst doch nicht hinabreiten?“

„Weck' die Kulis.“

„Sahib, warte . . .“

Der Ton seiner Stimme machte mich darauf aufmerksam, daß ihn Ungewöhnliches bewegte; so schwieg ich, und er sah, daß er sprechen durfte.

„Wenn die englischen Soldaten nach Mangalore kommen, plötzlich, über Nacht“, sagte er in seinem schlechten Englisch, „so darfst Du sicher sein, daß sie eine Verschwörung vermuten, und der Brahmine Narasinge-Rao ist Dein Freund. Bleibe in den Bergen, Sahib, bis sie fort sind. Sie werden nichts entdecken und hoffentlich die Falschen ergreifen. Später bist Du wieder sicher.“

Nun, das war für mich ein Grund hinabzureiten. In einer Stunde konnten wir die Stadt erreichen, es war hell genug, um nachts zu reiten. Wenn ich Indien damals schon besser gekannt hätte, würde ich weniger Wert auf ein gutes Gewissen gelegt haben.

Die Affen erwachten über uns in den Eucalyptusbäumen und schalten. Panja war schweigsam. Als ich mich umwandte, sah ich den Bergkamm hinter uns glühen, vor uns lag noch alles in blauer Nacht. Panja führte mein Pferd am Zügel und schwenkte die Gabel zum Schutz gegen die wilden Tiere. Der Weg war still und schlecht.

„Also — Sahib — Du reitest . . .“

„Was weißt Du von einer Verschwörung?“

Er blieb stehen: „Ich, Sahib? Ich weiß nichts.“

„Geh doch weiter! Du sollst mir nicht sagen, was Du weißt, sondern was die andern wissen.“

„Ich weiß nichts von den andern.“

„Hast Du nicht vorhin Narasinge-Raos Namen genannt und mich gewarnt?“

„Es ist gut, vorsichtig zu sein.“

„Ich bin kein Freund der Engländer, vergißt Du, daß ich ein Deutscher bin?“

„Nein, Sahib, aber ich trage es Dir nicht nach, niemand kann etwas dafür, wenn er ein Deutscher ist.“

Ich mußte lachen. Wer sich seine Meinung über uns Deutsche dort draußen von den Engländern holt, muß wohl so denken. Der große Kugensfeldzug hat nicht erst mit diesem Krieg begonnen.

„Du wirst täglich dümmere“, sagte ich ernst, „ich werde in Mangalore einen andern Diener nehmen.“

Das wirkte, wenn auch, wie alles in Indien, erst nach langer Zeit.

Es wurde rasch hell. Ich erkannte auf dem Meer den zackigen Umriß eines englischen Kanonenboots, schwarz und böse lag es wie eingegossen im silbernen Morgenblinken des Wassers. Als die Sonne aufging, rollte ein donnernder Gruß über die Küste hin und über die stille Palmstadt, die Berge warfen sich das Echo zu, es klang wie ein ärgerliches, hastiges Gebell. Wie dieser Ruf von ehernem Willen und kalter Macht dort unten in die Herzen gesunken sein mag! Panja grüßte unwillkürlich mit der flachen Hand, die er kurz an die Stirn legte.

Was ich an diesem Tage in Mangalore erlebte, war wenig genug, aber es sagte viel und ist mir unvergeßlich geblieben. Die Bazarstraße war voller Soldaten, sie gingen scheinbar arglos zwischen den niedrigen Häusern und Läden dahin, immer zu dreien, wie es damals bei solchen Gelegenheiten Vorschrift war. Sie trugen ihre Waffen gewissermaßen unauffällig, aber jeder Hindu wußte, daß eine Reihe von Hausdurchsuchungen und Verhaftungen stattgefunden hatte. Am Hafen wurde mir mein Paß abgefordert, er war uralt und in bester Unordnung, aber ich erregte keinen Verdacht, da der englische Kollektor von Mangalore mich kannte.

Abends ging ich zu Narasinge-Rao, dem Brahminen. Er empfing mich ernst und zurückhaltend, sein undurchdringliches Gesicht mit den dunklen Sammtaugen unter dem gelben Seidenturban sah in versteckter Trauer an mir vorbei, er klagte bitter über die Erfolge der Engländer und den Verlust seiner Freunde. „Es lag Verrat vor“, sagte er, „sie wußten alles.“

Ich wunderte mich wohl im Stillen, daß er selbst unbehelligt davongekommen war, er galt als der klügste und mächtigste Brahmine der Stadt. Panja klärte mich auf.

„Sahib“, sagte er aus dem Dunkel der Nacht zu mir, als wir in die Berge zurücktritten. „nun will ich

Dir jagen. was ich weiß. Hast Du gesehen, wie stolz und zufrieden die Engländer davongezogen sind, als die singenden Pfeifen am Hafen riefen und die Boote warteten? Aber alles, was sie gefunden haben, die Beweise die Dokumente, die verhafteten Männer, alles stammt von Marsinge-Rao. Die Beweise sind falsch, die Dokumente locken ihre Blicke von der richtigen Spur ab, und die Gefangenen opfern ihre Freiheit für die Freiheit des Volkes. Die große Arbeit aber geht ungestört weiter, bis unsere Stunde schlagen wird."



Lenzlied.

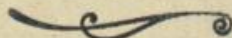
An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüt' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,

Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut!

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom.
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Nicolaus Lenau



Kinder-Erziehung.

Novellette von Dr. Paul Bege.

(Lieddruck verboten.)

Der Kellner hatte die Schüsseln abgetragen und eine mächtige Fruchtschale voll Apfelsinen, Datteln, Rosinen, Feigen auf den Tisch gestellt. Nun naschten sie Alle vergnüglich und nippten von dem rubinroten Capriwein, der in den schweren Gläsern karfunkelte. Nur selten fiel ein Wort. Wer zum ersten Male auf der Veranda des „Hotel Bristol“ in Capri sitzt, der spricht nicht viel. Er schaut lieber. Schaut den weißen Bergpfad hinunter, der in langen Bögen zur Marina führt, sieht unter sich im Tal, wie sich das dunkelsattgrüne Laub der Orangen- und Zitronenbäume mit gelben und rötlichen Flecken tupft, wie das Mandelbäumchen dazwischen sein violettes Blütenkleidchen zur Schau trägt. Und er schaut über das blaue Meer, das so sanft leuchtet im Abendsonnenschein, schimmernd und schillernd wie ein breites Bannertuch von edler, blauer Seide, und folgt mit den Augen der kleinen Barke, die mit lustig geblähten Segeln dahinschießt, nach Osten zu, wo die mächtigen Bergmassen der Halbinsel Sorrent in zarten, grauroten Tönen aufsteigen.

So schauten auch die beiden Paare auf der Veranda des „Hotel Bristol“ auf Capri, das alte und das junge, und genossen den Frieden und die Schönheit des Golfs, wie sie nur der Nordländer genießen kann, dem aus der Urheimat unter Indiens Palmen her zeitlebens die Sehnsucht nach dem Sonnenlande in einem verborgenen Herzenswinkel nagt — und den es doch immer wieder heimzieht aus Italiens blanken Lorbeerhainen in seinen rauschenden, deutschen Buchenwald.

Da kletterte Hansi Bauer eifertig die Holzstufen herauf, auf allen Vieren natürlich, stellte sich neben seinen Papa und sagte energisch: „Habb'n!“

„Was willst Du denn haben, mein Sohn?“

„Tuchen!“

Doktor Bauer brach eins der runden Biscuits entzwei und gab dem Jungchen die eine Hälfte.

„So, nun sei artig Kind, Hansi, und geh wieder zu Anna.“

Hansi stopfte den Kuchen in seinen Mund, schluckte ihn in fabelhafter Geschwindigkeit hinunter und sah seinen Papa verschmüht an. Dann sagte er, mit vollen Backen, wieder sein lakonisches: „Habb'n!“

„Alle, alle!“ sagte der junge Vater und zuckte bedauernd die Achseln. Aber Hansi gab sich nicht zufrieden.

Er wiederholte sein „habb'n, habb'n!“ „Tuchen!“ so unermüdlich, daß der nervöse Doktor ihn schließlich ansah: „Du bist unartig. Geh sofort zu Anna.“

Hansi helle Augen verdunkelten sich. Seine Mundwinkel zogen sich bedenklich nach unten. Er schluckte und stöhnte, bis schließlich der tiefeingesogene Atem in einem markdurchdringenden: „Mäh!“ hervorbrach. Des Vaters ärgerliche Mahnungen, stille zu sein, vermehrten nur seinen Schmerz und steigerten seine laute Entrüstung, bis schließlich die Katastrophe den jugendlichen Helden dieser kleinen Tragödie verschlang. Da er aus dem Konflikt zwischen „Tuchen“ und Gehorsam selbständig keinen Ausweg finden konnte, so legte sich das unerbittliche Schicksal in Gestalt des väterlichen Armes ins Mittel, der ihn emporzog und ihm deutsche Erziehungsprinzipien nachdrücklich auf die dazu bestimmten Körperteile einbremsste, wie der pädagogische Sachausdruck lautet.

Frau Eva wurde sehr blaß, ihre dunklen Augen funkelten, und mit einer harten Bewegung entriß sie dem Vater den Jungen, drückte ihn an die Brust und verstopfte die Quelle des unsäglichen Gezeters, von dem Monte Tiberio und Solaro schauernd das Echo zurückwarfen, mit „unendlichem Backwerk“, um in Homers Sprache zu reden.

„Aber Eva!“ Der Ton klang aus einem Herzen, in dem männliche Empörung und die Angst um die Zukunft eines der Verwahrlosung verfallenen Erben mit der weisen Mäßigung des Familienhauptes stritten. „Anna, nehmen Sie sofort den Jungen weg.“

Anna verschwand mit einigen glücklicher Weise nur halbblaut gebrumnten Entrüstungsfundgebungen und Bauer jun. in dem dichten Laubwerk, in dem allmählich auch sein Klagelaut erstarb, und Doktor Bauer wandte sich nach einem Blick, der seine Schwiegereltern summarisch zur Teilnahme an der parlamentarischen Verhandlung aufforderte (Tagesordnung: Kindererziehung) an seine Frau: „Eva! Ich verstehe Dich nicht!“

„Es ist eine Rohheit, ein Kind zu mißhandeln.“

„Es ist ein Verbrechen, ein Kind zu verzeihen. Meinst Du, es macht mir Freude, meinen Jungen zu hauen?“

„Ja, das meine ich!“

„Eva!“

„Ein so sanftes Kind, wie Hansi, in mit Liebe zu erziehen.“

„Ach was, sanftes Kind! Ein Strick ist er — und Prügel muß er haben, ehe sich Charakterfehler ausbilden.“

„Willst Du damit sagen, daß mein Ju—hunge einen — schlechten — Cha—Charakter hat?“

„Hm!“ | sagte da der Schwiegervater, „Alte, es ist wohl besser, wir räumen das Feld. Das Lied kenn' ich, das die Beiden da anfangen. Das hat noch viele Verse.“

Frau Eva wurde blutrot und ihr Gemahl biß sich auf die Lippen. „Du hast Recht, Papa. Verzeih', daß wir in Deiner Gegenwart, — aber das ist ein alter Spahn zwischen uns. Strenge oder Liebe? Was ist das Rechte? Fülle Du ein Urteil, weiser Salomo!“

Der Gefragte lächelte vor sich hin, nippte an seinem Roten und schaute eine Sekunde dem blauen Wirbel nach, den er soeben seiner Havanna entlockt hatte.

„Strenge oder Liebe? Ja, Kinder. Auf die Frage weiß ich keine Antwort. Aber ich denke, das liegt an der Frage. Strenge und Liebe, mein' ich, ist wohl das richtige. Liebe so viel wie möglich, Strenge so wenig wie möglich. Aber wie viel von jedem, und wie viel in jedem Falle, das ist eine Frage, für die es nur einen Richter gibt, das Elterngewissen selbst. Und darein soll sich kein Schwiegervater mengen, nicht einmal eine Schwiegermutter. Was, Alte?“ Seine Frau löste die festgeschlossenen Lippen, ließ die fieberhaft klappernden Stricknadeln ruhen und lächelte ihm zu.

„Und ich ganz besonders, wie käme ich dazu, den Richter zu spielen?“ fuhr der alte Wulskow fort und sah ernst zu seiner Einzigen hinüber. „Ist mir doch in diesem selben Augenblick der Beweis ad oculos geführt worden, daß ich selbst ein schlechter Erzieher war. Denn wenn eins in der Welt verderblich ist, so kann es nur das sein, daß Eltern ihre Erziehungsmaßregeln gegenseitig durchkreuzen. Kinder sind junge Bäumchen, brauchen einen Pfahl. Der Pfahl heißt Autorität. Den sollen beide Eltern neben sie pflanzen, Beide, denk' ich. Und wenn Einer ausreißt, was der Andere gesetzt hat: dann wächst das Bäumchen krumm und windschief. Ach, Kinder! Kinder sind ja so klug!“

Die Vier schwiegen eine kurze Weile. Fern klang eine Mandoline. Das schluchzende Addio, addi—i—o! Dann sagte der alte Herr: „Wir sitzen hier so schön zusammen. Ich mische mich grundsätzlich nicht in eure Angelegenheiten. Davon halte ich nichts. Hätte es mir auch nicht gefallen lassen, als ich jung war. Aber, wenn ihr es mir nicht übel nehmt, möchte ich euch eine Geschichte erzählen:

„War da mal irgendwo vor fünfundzwanzig Jahren ein Pärchen. Hatten sich blutjung geheiratet, in jung-törrichter, himmelblauer Liebe. Sorgen hatten sie nicht viel, Kinder bekamen sie nicht gleich, hatten viel Zeit und viel Raupen im Kopf und dachten sich wohl, die Welt sei eine einzige, grüne Wiese mit Blumen und die ganze Woche ein einziger Sonntag. Aber es ging ihnen, wie fast allen Liebeseheleuten. Höher, wie sie geflogen waren, ging es nicht mehr. Sie mußten runter, wohl oder übel, auf die Erde, wo so viel staubige Wege gibt und sechs Wochentage auf einen Feiertag. Und weil sie so jung waren und die Probe ihnen nicht stimmte auf ihr Exempel, fühlten sie den alten Wamschmerz vom verlorenen Paradies und wurden sich gram. Zuletzt verloren sie alle Scham voreinander und zerfleischten sich die Herzen mit grausamen, giftigen Worten, die ihnen selbst weher taten als dem Anderen, so daß ihre Liebe, die ja freilich unsterblich war, alle bunten Federn verlor und sich häßlich und wund im dunkelsten Winkel verbarg, wie ein gerupfter Sperling.“

Zwischen Doktor Bauer und seiner Frau huschten dunkle, abgleitende Blicke hin und her, die Blicke zweier Mitschuldigen, die wortlos miteinander raunen. Der Alte

bemerkte es wohl und es trat ein Ausdruck von Kummer in den Blick, den er auf das erbleichte Antlitz seiner Tochter warf.

„Ja, das ist also eine ganz alltägliche Geschichte. Die Beiden gränzten sich und zankten sich und waren Beide „unverstanden“, auch, als ein Kindchen angerückt war nach vier Jahren. Das liebten sie alle Beide ganz abgöttisch, das kleine, sternaugige Ding mit den braunen Ringellocken — und konnten sich doch darüber nicht einigen, wie sie es erziehen sollten, mit Strenge oder mit Liebe?“

„Da geschah es eines Tages, als das Mädchen bald zwei Jahre alt war, daß Vater und Mutter sich wieder zankten mit harten und lauten Worten und daß Mutter zuletzt anfang, bitterlich zu weinen. Das Kleinchin hatte aus seinem Winkel zu Tode erschrocken zugehört. Und jetzt stand sie auf, trippelte zu ihrer Mama, schmiegte sich an sie und sagte mit funkelnden Augen: „Du, Du! Papa. Babach!“ und fing jämmerlich an zu weinen. Die Mutter riß es empor, drückte es an sich und der Vater umschlang sie Beide und heulte mit wie — wie ein —. Das Kleinchin aber gab immer abwechselnd Küßchen und machte ei, ei.“

„Am Abende aber, als die beiden Eltern am Tische saßen vor der grünen Lampe, sagte der Mann:

„Meinst Du nicht, Frauchen, daß wir erst uns selber —?“

„Erziehen müssen, ehe wir —“

„Ein Kind erziehen können?“

„Ja, das meine ich,“ sagte die Frau — und die Augen standen ihr voll blanken Wassers.

„Und von da ab wurde es allmählich besser mit den beiden jungen Leuten. Nicht auf einmal! bewahre. Aber das Kind ließen sie nie wieder etwas merken. Und weil ihnen das kleine Mädchen immer lieber wurde und immer klüger, — Kinder sind ja so klug —, gewöhnten sie sich ihre häßlichen Ungewohnheiten immer mehr ab. Und als ihr Töchterchen mit dem Schulranzen und der Brotbüchse zum ersten Male zur Schule ging, da hatte auch Vögelchen Liebe neue Federn bekommen und sang fröhlich in ihrem Herzen.“

„Ich meine, das ist auch ein Stück Kinder-Erziehung, und nicht das schlechteste, wie sich ein Kind seine Eltern zu Erziehern erzieht. Nicht wahr, Alte?“

Frau Wulskow streckte ihm die Hand herüber. Er stand auf, küßte sie auf den glatten, silbernen Scheitel, trat an die Brüstung und schaute aufs Meer hinaus.

Doktor Bauer und seine Eva schlichen die Treppe hinunter und gingen selbender den Pfad hinauf zur Stadt Capri. Er führte sie am Arme; sie schmiegte sich eng an seine Achsel, wie lange nicht. Kein Wort sprachen sie. Durch die winkligen, grauen Gassen, den heckengetrahnten Bergweg hinauf gingen sie zur Punta Tragara. Leuchtend blau spannten sich die beiden Golfe vor ihnen aus; nur unter den grotesken Klippen der Faraglioni lag das Wasser in tief kristallgrünem Schimmer mit rosenroten Reflexen, als bräche der Schein versunkener Rubine empor. Und dann rollte die Sonne hinter ihnen ins Meer. Ein grauer Schleier nach dem anderen glitt vom Anfang her über die Landschaft. Der Monte San Costanzo drüben erbleichte in grauer Dämmerung, ein blasser Stern flimmerte am hohen Himmel. Da warf sich Frau Eva schluchzend an die Brust ihres Gatten und er küßte sie und streichelte zärtlich ihr braunes Ringelhaar. Die stummen Lippen tauschten einen feierlichen Schwur.

Als sie zurückkehrten und an ihres Hansi Bettchen traten, lag er da mit festgeschlossenen Äußchen und dunkelroten Wangen. Das Licht der Lampe mochte ihn stören, denn er warf sich umher und murmelte unverständliche Laute. Da schlichen seine Eltern auf den Zehen hinaus, zogen die Tür leise zu und küßten sich lächelnd.